

HELGE WEICHMANN

Schandfieber

Die Zeit wird knapp für Ernestine Nachtigall



SPANNUNG

GMEINER



HELGE WEICHMANN

Schandfieber

UNTER QUARANTÄNE Es läuft gerade nicht rund für die Historikerin Tinne Nachtigall: Von heute auf morgen wird sie zur Aushilfs-Mama erklärt und muss sich um eine Fünfjährige kümmern. Und ausgerechnet jetzt hat ihr Mitbewohner Axl ein Hardrock-Tonstudio im Keller eingerichtet. Auch beruflich gerät einiges aus den Fugen. Eine Zusammenarbeit mit dem Pharmakologischen Institut zur Erforschung mittelalterlicher Heilmethoden entwickelt sich zum Desaster, eine Explosion verwüstet das Labor, einer der Mitarbeiter verschwindet spurlos. Gemeinsam mit dem Reporter Elvis beginnt Tinne die Fäden aufzudröseln. Die Spur führt nach Bingen, wo vor fast 1.000 Jahren die Mystikerin Hildegard die Heilmittel der damaligen Zeit zusammenfasste. Doch ihre Schrift »Causae et Curae« gilt als verschollen. Zwischen Kräutermedizin und modernen Pharmainteressen suchen Tinne und Elvis nach der Wahrheit. Plötzlich sind die beiden mittendrin in einem Kampf, den Hildegard von Bingen einst angefangen hat, der aber bis heute noch nicht entschieden ist.

© Susanne Reuber



Helge Weichmann wurde 1972 in der Pfalz geboren und ist seit 25 Jahren in Rhein Hessen zu Hause. Während seines Studiums jobbte er als Musiker und Kameramann und bereiste zahlreiche Länder, bevor er sich als Filmemacher selbstständig machte. Seine Kreativität lebt er in vielen Bereichen aus: Er betreibt eine Medienagentur, arbeitet als Moderator, fotografiert, filmt, zeichnet und schreibt. Er ist begeisterter Hobbykoch, Weinliebhaber und Sammler von Vintage-Gitarren. Mit der chaotischen Historikerin Tinne Nachtigall und dem dicken Reporter Elvis hat Helge Weichmann zwei lebenswerte Figuren geschaffen, die ihre ungewöhnlichen Abenteuer mit viel Pfiff, Humor und Improvisationstalent meistern.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

- Schandflut (2019)
- SOKO Ente (2019)
- Schandfieber (2018)
- Schandglocke (2017)
- Schwarze Sonne Roter Hahn (2017)
- Schandkreuz (2016)
- Schandgold (2014)
- Schandgrab (2013)

HELGE WEICHMANN

Schandfieber

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und
nicht beabsichtigt. Ebenso sind die genannten Firmen, Institutionen,
Universitäten, Museen und Forschungseinrichtungen fiktiv oder,
falls real existierend, in fiktivem Zusammenhang genutzt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
3. Auflage 2019

Lektorat: Sven Lang
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Branko Srot/Fotolia.com
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5835-4

Sowohl des Menschen Körper als auch seine Taten können erblickt werden.

Vielmehr aber liegt inwendig in ihm, was keiner sieht und keiner kennt.

Hildegard von Bingen (1098 – 1179)

Mystikerin, Äbtissin und Naturwissenschaftlerin,
katholische Heilige

PROLOG

BINGERBRÜCK, 28. JULI 1175

Die Luft knisterte vor statischer Aufladung, das nahende Gewitter setzte Bäume und Sträucher unter Spannung. Auch das gedrungene Klostergebäude schien den Atem anzuhalten, Mensch und Tier warteten auf die Urgewalt, die sich in himmelhohen Wolkentürmen abzeichnete. Der bleiche Vollmond war kaum auszumachen, allzu schnell schloss das schwarze Gewölk jede Lücke am Firmament.

In der aufgeladenen Atmosphäre klang das Wiehern von Pferden fremd und schrill, ihre Hufe schlugen hart auf den gepflasterten Hof. Die ankommenden Reiter sahen klein aus vor dem Kloster, die hohen Mauern von Rupertsberg überragten sie wie eine uneinnehmbare Burg. Obwohl es fast Nacht war, brannte kaum ein Licht in dem Gebäude, nur hier und dort war flackernder Kerzenschein in einem der Fenster zu erahnen.

Die fünf Männer sprachen kein Wort und stiegen eilig von ihren Pferden. Ihre Gesichter waren ernst, als sie einen sechsten Mann vom Sattel zogen. Seine Arme waren mit Lederriemen gefesselt, Schweiß ließ seine Haut glänzen, er torkelte zur Seite, sie mussten ihn auffangen. Einen Wimpernschlag später stürmte er voran, mit schier unmenschlicher Kraft versuchte er, ihren Händen zu entkommen. Seine Sehnen spannten sich und ließen die Arme aussehen wie die Glieder eines Raubtiers, roh und wild. Mit aller Gewalt drückten ihn die Männer nieder. Am Boden riss er den Kopf zurück und schrie, ein viehisches Jaulen, dem nichts Menschliches innewohnte. Mit gebleckten Zähnen

schnappte er nach jedem, biss um sich in der kalten Luft, Blut und Speichel troffen von den Lippen, seine Augen rollten und zeigten ein Spiegelbild des vollen Mondes als fiebriges Irrlicht. Jemand versuchte, ihm die Stirn zu tupfen, doch schon knallten die Zähne zusammen, wo eben noch die helfende Hand war. Noch immer hatte keiner ein Wort gesagt.

In dieser Sekunde fielen die ersten schweren Tropfen, mit satterm Geräusch zerplatzten sie auf den Steinen. Ein Blitz flammte auf und machte aus den Gesichtern grelle Fratzen, einen Wimpernschlag später rollte der Donner, so tief, dass er den Boden beben ließ. Die Elemente brachen los, schon hatten sich die Tropfen in einen Vorhang aus Wasser verwandelt, der die Kleider durchnässte und das Pflaster schlammig machte. Einer der Männer führte die Pferde davon, die die Augen aufrissen und angstvoll wieherten, die anderen zogen den Gefesselten voran. Wieder schrie er, sein Jaulen wurde verschluckt vom nächsten Donner, ein Windstoß verwirbelte den Sturzregen und trieb die Gruppe zum Klostereingang.

Der Anführer hieb seine Fäuste gegen das Holztor, gleichzeitig ließ ein zweiter die kleine Türglocke bimmeln, sie tanzte nervös und schickte einen schrillen Klang über den Hof. Wieder trommelten die Fäuste.

»Macht auf, rasch!« Die Stimme des Mannes war das Befehlen gewohnt. »Ich fordere euch auf: öffnet! Im Namen des Pfalzgrafen Konrad!«

Das Trommeln und Rauschen des Regens übertönte jede Reaktion im Inneren des Gebäudes. Die Neuankömmlinge schauten sich kurz an und griffen den rasenden Mann fester, der von Krämpfen geschüttelt wurde. Konrad aus dem Hause der Staufer hatte die Pfalzgrafenwürde von seinem Halbbruder Friedrich Barbarossa verliehen bekommen, er

hielt den Familienbesitz der Staufer und war als Herr über Schönau und den Wormsgau ein geachteter Mann. Jemand, den man nicht warten ließ. Gerade hob der Wortführer nochmals die Faust, da erklang das Geräusch eines Riegels, die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Als weißer Klecks erschien das Gesicht einer Nonne, die Wangen vom Alter eingefallen, die Stirn unter dem schwarzen Skapulier versteckt. Ein Auge war milchig blind, das andere zwischen Falten und wuchernden Brauen kaum zu sehen.

Der Mann ließ seine Faust sinken. Es war ihm anzusehen, dass er sich zügeln musste, um die Tür nicht aufzustoßen. Mühsam dämpfte er seine Stimme.

»Schwester, Graf Konrad ist bei uns. Er braucht Hilfe. Eilt Euch.«

Hinter der Nonne erschienen weitere Flecken, blasse Frauengesichter, manche runzlig, manche fast noch kindlich. Im Kloster Rupertsberg lebten 46 Nonnen, es hätte mehr als die doppelte Zahl sein können, so viele Zugangsbitten gab es. Der gute Ruf des Benediktinerinnen-Konvents ging weit über das Binger Land hinaus, man sagte den Nonnen große Kenntnisse in theologischen Fragen nach, aber auch eine sichere Hand in der Kräuter- und Heilkunde.

Diese medizinischen Fähigkeiten waren es, die die Leibgarde des Grafen trotz des bedrohlichen Wetters zum Rupertsberg getrieben hatte. Sie schoben Konrad nach vorn, dessen glühende Augen unsted zuckten und dessen blutiger Mund ihn wie ein Ungeheuer aus einer bösen Sage aussehen ließ. Die Sturzbäche aus Schweiß vermischten sich mit dem Regenwasser aus seinen Haaren und kündeten von dem Feuer, das in ihm brannte.

Die einäugige Nonne öffnete die Tür so weit, dass der Wortführer halb eintreten konnte.

»Was fehlt ihm?«, fragte sie.

Er zögerte eine Sekunde und schlug das Kreuzzeichen, bevor er antwortete. »Das Schandfieber. Wir fürchten, es ist das Schandfieber.« Den nächsten Satz sprach er so leise, dass der Wind seine Worte von den Lippen riss. »Bringt ihn zur Äbtissin, Schwester. Helft uns, bevor ihn das Fieber zum Mannwolf macht.«

Die Nonne richtete ihr gesundes Auge auf den Pfalzgrafen, der nach wie vor von starken Händen gehalten wurde. Er bog die Brust nach vorn, sein Körper krümmte sich, als wolle er in der Mitte durchbrechen. Das Röcheln aus seiner Kehle klang erstickt, seine Augen verdrehten sich, nur noch das Weiße war zu sehen.

Über den Mannwolf redeten die Menschen in den Dörfern hinter vorgehaltener Hand. Die Alten nannten ihn *Werwolf* – *Wer*, das fast vergessene Wort für *Mann*. Eine Kreatur, die von der menschlichen in die wölfische Gestalt wechselte.

Die unheimliche Metamorphose begann als normales Fieber, wie es oft über die Menschen kam und nach einigen Tagen wieder verschwand. Doch wenn das Fieber blieb und Juckreiz mit sich brachte, Brennen, Unruhe und wechselhafte Launen, dann wusste man, dass das Böse in diesen Körper gefahren war. Bald schon wurde der Kranke immer mehr zum Tier, er lief auf allen vieren, griff alles und jeden an und heulte wie seine neuen Brüder in den Wäldern. Wer dem Schandfieber verfiel, so sagten die Leute, hatte einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Einen Pakt, der die Seele raubte und den Leib zur Bestie werden ließ.

Am Hof des Pfalzgrafen hielt man solche Geschichten für das Geplapper der Bauern, für Märchen, mit denen die einfachen Leute ihre Kinder erschreckten. Bis Konrad eines Tages mit fiebrigen Augen im Bett lag und das

Feuer nicht aufhören wollte zu brennen. Die Verwandlung begann, schleichend erst, dann immer rascher. Der Medikus wusste bald schon keinen Rat mehr, der Pfarrer konnte trotz langer Nächte auf den Knien keine Besserung bewirken. Ganz im Gegenteil, Pfalzgraf Konrad verlor jeden Tag etwas von seiner menschlichen Seite und wurde immer mehr zum Tier. In ihrer Verzweiflung entschlossen sich seine Vertrauten, in Bingerbrück Rat zu suchen, bei einer Frau, deren medizinisches Wissen als einzigartig galt.

Die alte Nonne beobachtete Konrad, sah, wie sein Wesen zwischen Erschöpfung und Aggressivität pendelte, als würden eine menschliche und eine viehische Seite in ihm kämpfen. Schließlich gab sie seinen Begleitern mit einem Wink zu verstehen, dass sie ihn hereinbringen sollten.

Krumm wie ein knotiger Baum wandte sie sich um, winkte eine junge Nonne herbei und wisperte ihr etwas ins Ohr. Das Mädchen schlug die Augen nieder und deutete eine Verbeugung an. Während die Männer die Tür aufstießen und wilde Sturmböen den Regen hineinrissen, verschwand die kleine Gestalt in einem der Gänge.

Die Kerzen in ihren eisernen Wandhaltern flackerten im Wind, der unter der Kammertür durchzog, fetter schwarzer Qualm stieg auf und ließ die Luft wogen wie ein lebendiges Wesen. Bauchige Flaschen fingen das flackernde Licht ein, in trüber Flüssigkeit schwammen Wurzeln und faserige Kräuter. Raumhohe Regale aus schwarzem Holz waren angefüllt mit Pergamenten, verschnürten Schriftrollen und Büchern mit brüchigen Lederrücken. Am Arbeitstisch saß eine alte Frau, dünn und groß, eingehüllt in das schwarze Habit der Benediktinerinnen. Vor ihr verteilten sich hölzerne Messinstrumente, eiserne Gewichte, eine filigrane Waage und

eine Vielzahl von Tiegeln mit Pulvern und Salben. Auf einer Handschrift mit blassen Zeilen lag ein geschliffener Beryll wie ein übergroßer Tropfen, seine Brechung ließ die Buchstaben groß und verzerrt aussehen. Leise murmelnd schob die Greisin den Stein weiter, Letter für Letter, Zeile für Zeile, die Vergrößerung half ihr, die Zeichen zu entziffern. Hin und wieder griff sie nach einem Federkiel und machte eine Notiz auf Lumpenpapier, dessen grobe Oberfläche die Tinte breit auslaufen ließ.

Ein zartes Klopfen ertönte. Die alte Frau hielt nicht inne in ihrem Gemurmel, erst als sich die Tür einen Spaltbreit öffnete, ließ ihre Hand den Beryll ruhen. Der Lufthauch, der hereinfuhr, brachte die Kerzen noch stärker zum Flackern, das Dämmerlicht verlieh ihrem faltigen Gesicht einen gespenstischen Widerschein.

»Ent... entschuldigt, Mutter Äbtissin. Schwester Bergund schickt mich.« Die Stimme der jungen Nonne war kaum zu hören, ihre Augen waren groß und versuchten, all das zu erfassen, was in der Studierstube verborgen war und Außenstehende selten zu sehen bekamen. Sie wartete auf eine Antwort. Als diese ausblieb, fasste sie sich ein Herz und sprach weiter.

»Graf Konrad ist angekommen, sein Gefolge hat ihn gebracht. Er ist krank, sehr sogar. Schwester Bergund lässt ihn ins Hospiz bringen. Sie fragt nach Euch.«

Zäh verrannen die Sekunden, die Greisin rührte sich nicht. Endlich erklang ihre Stimme, hoch und rau wie ein ungestimmtes Instrument.

»Was?«, fragte sie knapp.

»Das Fieber. Schwester Bergund sagt, das Fieber hat ihn gepackt. Das Schandfieber.«

»Das Schandfieber?«, wiederholte die alte Frau mehr zu sich selbst. Danach schwieg sie. Nach einer Weile beugte

die Nonne ihren Kopf, zog sich zurück und ließ die Tür sanft zufallen.

Im Inneren der Kammer schloss Hildegard von Bingen die Augen und verharrte, als wolle sie Kraft sammeln im Gebet. Das Schandfieber. Die Verwandlung in einen Mannwolf. Wo hörte medizinisches Wissen auf, wo fingen Legenden an? Hildegard wusste mehr über Krankheiten und Seuchen als die Bauern unten in den Dörfern, viel mehr. Sicher, Gott im Himmel gab das Leben und nahm es, ohne dass die Sterblichen seinem Willen zu widersprechen hatten. Doch das bedeutete keineswegs, dass man die Gebrechen des Leibes in stiller Duldung hinnehmen musste, o nein. Denn Gottvater selbst ließ in der freien Natur diejenigen Hilfsmittel gedeihen, die den Kampf gegen das Siechtum unterstützten – es war an den Menschen, diese Gaben zu nutzen.

Die Kenntnisse um diese Heilkräfte waren überall im Land verstreut, in den Klöstern, bei den Hebammen und Kräuterweiblein, dazu kamen viele fahrende Wundärzte oder Bader mit speziellem Wissen und neu gemischten Tinkturen. All diese Schriften und Rezepturen sammelte Hildegard nun schon seit vielen Jahrzehnten, sie studierte die obskuren Rezepte, kochte sie nach, prüfte die Wirksamkeit und fertigte Abschriften mit eigenen kritischen Kommentaren an. Auf diese Weise hatte sie nach und nach ihr Wissen über Entstehen und Vergehen des Menschen gewonnen, über Pflanzen, die heilten, über das empfindliche Gleichgewicht der Säfte, die das Leben im Fluss hielten. Und über Krankheiten, die vom Teufel selbst zu stammen schienen. Krankheiten wie das Schandfieber.

Hildegard konzentrierte ihre Gedanken wieder auf das Hier und Jetzt, holte Luft und zwang ihren dünnen Körper zum Aufstehen. Mit 76 Lebensjahren hatte sie ein Alter

erreicht, das mehr als außergewöhnlich war und in dem sie die Gnade Gottes spürte. Ihre Hände, mager und faltig wie Klauen, zogen ein Pergament aus dem Regal, eng beschrieben in ihrer feinen Handschrift, mit Maßangaben und Hinweisen zur Dosierung. Nachdem sie eine der Kerzen näher an den Arbeitstisch gerückt hatte, nahm sie einen winzigen Löffel und konzentrierte sich auf die Sammlung an zerstampftem Pulver und Tinkturen.

Über das ›Fieber der Schande‹ wusste Hildegard viel. Mehr sogar, als ihr lieb war. Mit sicheren Bewegungen machte sich die greise Klosterfrau daran, dem Schandfieber entgegenzutreten, das im Körper des Pfalzgrafen wütete.

KÖLN, 3. MÄRZ 2009

Der Waidplatz war Mist. Echt Mist. Julius Caesar musste an sich halten, um nicht die Augen entnervt zu verdrehen. Doch jede Bewegung – auch die seiner Augen – wurde peinlich genau überwacht. Eine Handvoll Kinder hatte sich vor ihm in Position gebracht und linste argwöhnisch, um ihn bei einem Zucken oder einem winzigen Zittern zu ertappen.

Wieder war Caesar nahe daran, die Augen zu rollen. Kinder waren das undankbarste Publikum. Eigentlich war sich die ganze Welt einig, die Kids von heute könnten keine Minute still sitzen und würden ständig auf ihr Handy glotzen. Tja, zumindest in seinem Fall stimmte das nicht. Die Knirpse schauten ganz genau hin und legten dabei eine schier unendliche Geduld an den Tag. Und natürlich waren sie nicht nur die pingeligsten, sondern auch die knauserigsten Zuschauer. Von drei Euro Taschengeld gab niemand etwas ab. Die Mütter, die in einigem Abstand auf einer Bank saßen und gleichzeitig aufeinander einschwatzen, interessierten sich nicht für ihn und würden ebenfalls keinen Cent lockermachen. Das wusste er aus Erfahrung.

Nein, den Waidplatz würde er kein zweites Mal wählen, beschloss Caesar, der mit bürgerlichem Namen Piet Klumm hieß. Der Standort am nördlichen Ende der Severinstraße war eh nur ein Notbehelf gewesen, weil in den Fußgängerzonen die besten Plätze bereits besetzt gewesen waren von Musikern, Gauklern und Straßenmalern. Sich dazwischen zu mogeln, kam als Alternative nicht infrage – das Ordnungsamt hatte einen scharfen Blick auf die erforderlichen

Mindestabstände zwischen den »Schaustellern im öffentlichen Verkehrsraum«, wie es so schön im Beamtendeutsch hieß. Also entschloss sich Piet, sein Glück hier zu versuchen. Eine schlechte Entscheidung.

Der Platz an sich war nicht verkehrt, ein paar Bäume, ein paar Bänke, rechts erhob sich die Kirche St. Georg, weiter nördlich begann der Innenstadtbereich. Der Baustellenlärm aus der Severinstraße nervte zwar, dort wurde für die neue U-Bahn-Verbindung Nord-Süd die Erde aufgerissen. Aber nun ja, wo bitte schön gab es in Köln zurzeit keinen Baustellenlärm?

Zahlreiche Einkäufer waren unterwegs, zum Glück auch viele Touristen, denn die Einheimischen gaben keinen Cent. Trotzdem funktionierte es nicht, aus irgendeinem Grund blieb – außer den Kindern – kein Mensch stehen bei der reglosen Julius-Caesar-Statue, die komplett mit Toga, Schwert und Lorbeerkranz vor sich hinstarrte und nur gegen Kleingeld zum Leben erwachte.

Dazu kam, dass der graue Betonklotz hinter Piets Rücken ihn an sein ganz persönliches Scheitern erinnerte. Nun, »Scheitern« war vielleicht etwas übertrieben, immerhin hatte er sein Germanistikstudium nach 18 Semestern freiwillig abgebrochen. Weil er bis dahin allerdings weder seine Zwischenprüfung abgelegt noch ein einziges Hauptseminar erfolgreich beendet hatte, war die Exmatrikulation nur noch Formsache gewesen. Das war nun sieben Jahre her, seither arbeitete Piet im Media Markt in den Köln Arcaden auf der Deutzer Seite, Hi-Fi-Abteilung. Dienstags war sein freier Tag, den nutzte er, um als »Living Doll«, als Lebende Statue, ein kleines Extrageld zu verdienen. Das war eine verrückte Idee seiner Exfreundin Nora gewesen, er hatte sich breitschlagen lassen und mit der Zeit Spaß daran gefunden. Zuerst als Napoleon, das war ziemlich einfach, weil die

Hand in der Knopfleiste bequem feststeckte und man nur hochmütig schauen musste. Aber Napoleon kam nicht gut an, also wechselte er zu Julius Caesar. Steinstatue, komplett in Weiß, weiße Kleider, weiße Riemensandalen und sogar ein weiß geschminktes Gesicht.

Caesar lief besser, meistens jedenfalls, an guten Tagen nahm Piet locker 100 Euro ein. Aber heute war kein guter Tag, der graue Kasten hinter ihm ließ ihn zusätzlich grübeln. Vielleicht hätte er doch den Hintern hochkriegen und sein Studium fertig machen sollen?

Das massige Bauwerk, 20 Meter hoch, 50 Meter breit, war das Historische Archiv der Stadt Köln. Piet brauchte sich nicht umzudrehen, er hatte die fensterlose, kachelähnliche Fassade sehr gut vor seinem geistigen Auge. Im ersten Semester war es Pflichtprogramm gewesen, an einem Rundgang durch die schier endlosen Gänge teilzunehmen, die mit mehr als 30 Kilometern Archivgut gefüllt waren. Auch später, im Grundstudium und während Piets zaghafter Hauptseminar-Versuche, hatte er immer wieder in dem Gebäude zu tun gehabt. Hier lagerten unzählige Bücher und Folianten, die bis ins Hochmittelalter zurückgingen, an die 70.000 Urkunden, mehr als 100.000 Karten sowie zeitgenössische literarische Nachlässe. Heinrich Böll zum Beispiel hatte all seine Schriften dem Archiv vermacht, ebenso Jacques Offenbach. Ein wahres Eldorado für Literaturwissenschaftler also, weshalb man von den Studenten erwartete, dass sie ihre Buchrecherchen nicht nur auf die Unibibliothek beschränkten, sondern den Weg hierher in die Severinstraße fanden. Piet bemühte sich, ein Seufzen zu unterdrücken, während er an die alten Zeiten dachte. Klar, die dunklen, drückenden Archivräume hatten etwas Deprimierendes gehabt, aber ein Studienabschluss, das wäre etwas gewesen. Besser als Hi-Fi-Beratung und caesarisches Stillstehen.

Apropos! Eben bückte sich eine junge Frau und ließ ein paar Münzen in das mit Samt ausgeschlagene Körbchen fallen. Ruckartig veränderte Piet seine Siegerpose, lockerte die Knie, streckte die Arme und verbeugte sich kaiserlich-huldvoll vor der Frau. Teufel, die kleinen Bewegungen taten gut! Doch schon nahm er wieder Aufstellung, eine andere Pose diesmal, leicht auf das Schwert gestützt, die Augen in die Ferne, und ... *freeze*.

Die Kinder quiekten und stießen sich gegenseitig an, nur um noch genauer hinzuschauen. Na toll. Piet spielte mit dem Gedanken, es für heute sein zu lassen. Es war fast 14 Uhr, einen freien Platz in der Innenstadt konnte er vergessen. Die ersten halbwegs warmen Tage waren angebrochen, da überannten die Straßenkünstler förmlich die City.

Während er noch haderte, fiel ihm auf, dass sich die Baustellengeräusche hinter ihm veränderten. Etwas tat sich, Autos hupten, Menschen riefen, dazu erklang ein stetiges Rauschen, das – Piet musste erst nach einem passenden Vergleich suchen – nach einem immer weiter anschwellenden Gebirgsbach klang. Dann kam ein neues Geräusch dazu, dumpf und unterschwellig, es schien aus der Erde selbst zu kommen und klang, als wäre etwas Uraltes dort unten zum Leben erwacht.

Nun war es endgültig um Julius Caesars Beherrschung geschehen. Er drehte sich um – und sperrte Augen und Mund auf. Die Kinder johlten, weil sie ihn endlich bei einer Bewegung ertappt hatten. Doch dann wurde eines nach dem anderen still und starrte wie gebannt in die Severinstraße.

Das Rauschen und das dumpfe Grollen kumulierten, darüber waren Panikschreie zu hören und das Quietschen von Bremsen. Das Gebäude des Stadtarchivs, der mächtige graue Klotz, neigte sich nach vorn, ein kleines Stück, noch ein Stück. Piet konnte nicht glauben, was er sah. Die Mauern bröckelten,

die Nachbarhäuser wurden mitgezogen, ihre Fenster splitterten, Ziegel verrutschten und knallten weiter unten in den abgesperrten Bereich der Baustelle, dann kippte die gesamte Häuserfront. Unwillkürlich ging Piet einige Schritte zurück, um Abstand zu gewinnen von dem, was dort geschah. Wasser spritzte hoch, die Mauern zerbarsten, die Betonstücke schoben sich nach unten in die Baugrube hinein. Staub wallte, und plötzlich waren da Bücher, sie quollen aus jeder Lücke, aus jedem Riss, viele, Hunderte, Tausende, noch mehr, sie begleiteten das zerfallende Gebäude und verschwanden inmitten von Steinbrocken und aufgewühltem Erdreich.

Piet stolperte weiter nach hinten und konnte es immer noch nicht fassen. Erst als eine haushohe Staubwolke heranwehte und die Menschen rechts und links schreiend vorbeirannten, kam Leben in ihn. Er fuhr herum, warf das Schwert zur Seite und stürmte mit wehender Toga davon.

Hinter ihm kam das, was bis vor einer Minute das größte deutsche Kommunalarchiv gewesen war, langsam zur Ruhe, einzelne Steine bröckelten nach, Wasser und nasser Sand schwappten träge über die Straße.

Das Gedächtnis der Stadt Köln lag im brackigen Schlamm einer U-Bahn-Baustelle begraben.

DAS INSTITUT BITTET UM IHRE MITHILFE!

In der Nacht von Dienstag (17.10.2017) auf Mittwoch (18.10.2017) kam es auf dem Gelände des Botanischen Gartens im neu angelegten „Gart der Gesundheit“ zu einem Akt des Vandalismus. Unbekannte gruben mehr als zwei Dutzend seltener Pflanzen aus, warfen sie auf einen Haufen und entzündeten sie mit Hilfe einer brennbaren Flüssigkeit. Es entstand ein Sachschaden von rund 2000 Euro, zudem gestaltet sich die Neubepflanzung schwierig und zeitaufwendig.

Wenn Sie in der betreffenden Nacht eine Beobachtung gemacht haben oder Ihnen etwas aufgefallen ist, so geben Sie diese Informationen bitte weiter an das Institut für Allgemeine Botanik, Telefon 06131/39-99922.

Der Botanische Garten ist nicht nur Lehrgelände, sondern dient unser aller Erbauung! Helfen Sie mit, eine solch mutwillige Zerstörung aufzuklären und die Urheber zur Rechenschaft zu ziehen!



A handwritten signature in black ink, likely belonging to the Dean of the Faculty of Botany.

GEZEICHNET: DER DEKAN

ERSTER TEIL

DONNERSTAG, 9. NOVEMBER 2017

Bumm ... tschak ... bummbumm ... tschak ...

Der Rhythmus ließ die Tassen im Küchenschrank tanzen, Tinne spürte die Schläge im Bauch. Ihre Augen klebten an der nächsten Textzeile, »... *vermenge den syrroph mit galganth, walke merelich, bisz der sūd zaeh wirdt undt steiff ...*«, doch im Geist zählte sie den Einsatz herunter: eins, zwei, drei, uuund ... Auf den Punkt kamen Bass und E-Gitarre dazu, der verzerrte Sound ließ die Mauern beben.

Entnervt klappte Tinne das Buch zu und zog die Ohropax heraus. Nun hämmerte die Musik noch lauter. Seit einer halben Stunde versuchte sie, ein mittelalterliches Arzneirezept gegen Bauchschmerzen in modernes Deutsch zu übersetzen. Das Thema war von vornherein nicht unkompliziert, doch mit krachendem Rock 'n' Blues als Begleitmusik funktionierte es erst recht nicht. Nun setzte noch die Stimme des Sängers ein, ein lang gezogenes »Yeeaaaahhhh« fräste sich in Tinnes Gehörgang. Zum Tausendsten Mal musste sie feststellen, dass ihr Zuhause ein denkbar schlechter Ort für eine wattstarke Rockband war.

Das schiefe Nachkriegshaus lag im Mainzer Stadtteil Bretzenheim in der Wilhelmstraße. Die Kommune 47 war das Domizil von Tinne und ihren beiden Mitbewohnern, dem rothaarigen Bertie und dem langen, dünnen Axl, im Erdgeschoss wohnte das ältliche Vermieterhepaar. Im letzten Jahr hatte das Haus eine Grundrenovierung bekommen und erstrahlte seither in geradezu jugendlichem Glanz. Doch die sprichwörtlichen ruhigen vier Wände konnte die Kommune

im Moment nicht bieten. Denn seit einigen Tagen beherrschten die Männer von *Steelram* das Haus und hatten es vorübergehend in ein Hardrock-Tonstudio verwandelt.

Tinne stand auf. Es half nichts, sie würde ihre Übersetzungsarbeit anderswo fortsetzen müssen, vielleicht oben an der Uni. Oder sie radelte nach Gonsenheim zum Haus von Laurent. Der Kommissar hatte heute lange Dienst, bestimmt würde er sich freuen, wenn Tinne zu Hause auf ihn wartete.

Die Musik wurde unregelmäßig und brach ab, ein halber Break des Schlagzeugs, dann war Ruhe. Doch Tinne wusste, dass die Pause trügerisch war. Die Band hatte einen knappen Zeitplan und peitschte ihre Stücke verbissen durch, immer und immer wieder. Eilig packte sie ein paar Bücher und das Notebook in ihren Rucksack und machte sich auf den Weg nach unten. An sich mochte sie Rockmusik, handgemachte Songs waren ihr lieber als Weichspüler-Radiogeklimper oder trällernde Popsternchen. Doch den lieben langen Tag harte Riffs mit rhythmisch klappernden Kaffeetassen war dann doch zu viel des Guten.

Dass die Kommune momentan nach Wackern klang, hatte seine Ursache in der chronischen Finanznot von *Steelram*. Tinnes WG-Genosse Axl und zwei seiner Kumpels hatten die Band vor vielen Jahren gegründet. Alle waren im gesetzten Mannesalter und betrieben die Musik als Hobby, sie rockten in kleinen Klubs für ein Abendessen und einen Kasten Bier. Vor sechs Monaten war der Plan gereift, endlich eine eigene CD aufzunehmen. Allerdings: Kosten durfte das Projekt nicht allzu viel. Für das Recording konnten die Männer einen gemeinsamen Freund gewinnen, Stanislav, der in der Branche einen guten Ruf genoss und sie für kleines Geld unterstützte.

Ein echtes Tonstudio zu mieten, lag allerdings jenseits der finanziellen Schallgrenze von *Steelram*. Also einig-

ten sich die Männer darauf, die Aufnahmesession in ihren Privaträumen durchzuführen. Aber wo? Der Schlagzeuger Lelle sowie der Sänger und Bassist Gonzo waren verheiratet, ihre jeweiligen Ehefrauen zeigten ihnen bei der ersten vorsichtigen Anfrage sofort den Vogel. Es blieben Axl und die Kommune 47. Das Haus in der Wilhelmstraße war als gastfreundlich bekannt, mehr als einmal hatte die Band hier gemeinsam mit Bertie und Tinne gebechert und gefeiert.

Also schlug Axl seinen beiden Mitbewohnern zögerlich einige rocklastige Tage vor. Da die Kommune schon immer nach dem Motto »leben und leben lassen« funktionierte, nickten beide den Plan ab. Den Vermietern war sowieso alles recht, sie waren stocktaub und freuten sich, wenn in ihrem Haus etwas los war. Tags darauf zog *Steelram* mit Sack und Pack in den Keller, seither gab es zumindest tagsüber keine ruhige Minute mehr.

Tinne betrat den Innenhof und nickte Axls Monsterfiguren zu, übergroße Stahlchimären mit Reißzähnen und Klauen. Ihr Mitbewohner arbeitete als Stahlkünstler und erschuf solcherlei Wesen in seiner Werkstatt in Hechtsheim. Ab und an verkaufte er sogar eine der Figuren, wobei Tinne sich fragte, ob er damit mehr Geld verdiente als mit *Steelram*. Gerade wollte sie ihr Fahrrad aufschließen, da bog eine kleine, dicke Gestalt mit karottenroten Haaren und Sommersprossen von der Straße in den Hof.

»Grüß dich, Bertie. Na, Feierabend für heute?«

»Nee, ich häng gleich noch 'ne Schicht dran.«

Bertie, der dritte Bewohner der Kommune, fuhr Taxi für den Taxidienst Laurenzi in Bretzenheim. Eigentlich hatte er heute Frühschicht gehabt, deshalb wunderte Tinne sich, dass er noch einmal loswollte. Er sah ihren fragenden Blick und machte eine Kopfbewegung zum Haus.

»Solange die Radaubröder da unten am Abrocken sind, halte ich es hier keine fünf Minuten aus.«

Wie auf Befehl erscholl ein Schlagzeugwirbel, die übrigen Instrumente setzten ein. Die Musik war selbst hier draußen so laut, dass Tinne sich innerlich bei sämtlichen Nachbarn entschuldigte.

Bertie reckte ihr einen Einkaufskorb und eine 6er-Kiste Wein entgegen. »Hier, Kaffee und Milch und Brot. Und Axls Grünzeug. Der Wein ist für alle.«

Die unvermeidlichen Leerfahrten, die der Taxidienst mit sich brachte, nutzte Bertie zum Einkaufen, dabei bekam er oft Listen von Tinne und Axl mit. Als überzeugter Fleischfan machte er sich zwar immer wieder über Axl und dessen streng vegetarische Ernährung lustig, trotzdem klapperte er brav die Gemüsetheke ab und fragte sich zu den Sojabratwürsten durch.

Tinne bedankte sich für den Hol-und-Bring-Dienst und machte sich innerlich eine Notiz, die Kosten auf dem Zasterblatt zu vermerken. So hieß die Ausgabenliste der Kommune, die ihren festen Platz am Küchenschrank hatte und einmal im Monat gegengerechnet wurde. Bertie und Tinne waren beim Eintragen eher nachlässig, doch Axl besaß eine hyperkorrekte Ader und sah es bereits als persönlichen Affront, wenn das Zasterblatt auch nur im Centbereich nicht stimmte.

Bevor Bertie den Hof wieder verließ, griff er in den Briefkasten am Tor und schob die Zeitung unter Tinnes Arm.

»Hier, musste lesen. Heute ist doch der Superenthüllungsbereich von unserem Superreporter drin. Nimmt die komplette Lokalseite ein, war Thema Nummer eins bei den Fahrgästen.«

Tinne hätte sich an die Stirn geschlagen, wenn sie nicht den Korb und den Wein getragen hätte. Natürlich, Elvis' großer Tag! Der Reporter hatte seit geraumer Zeit an einer

streng geheimen Story gearbeitet, mit verdeckten Informanten, undercover zugespieltem Material und allen anderen Zutaten, die normalerweise in einem Hollywood-Blockbuster zu finden waren. Heute sollte der Artikel als AZ-Aufmacher erscheinen. Vor lauter *Steelram*-Getöse und Uniarbeiten hatte Tinne nicht daran gedacht, die Zeitung hochzuholen.

»O ja, richtig, danke, das werde ich gleich mal machen.«

Bertie verschwand, Tinne tappte wieder zurück in die Kommune. Obwohl die Musik lauter denn je dröhnte, entschied sie sich, schnell den Enthüllungsbericht zu lesen. In letzter Zeit hatte Elvis sich rargemacht und immer nur von einer Bombe gesprochen, die Staub aufwirbeln würde wie damals Watergate. Tinne kannte Elvis' Hang zur Übertreibung, wenn es um seine journalistischen Großtaten ging, andererseits war der dicke Reporter für seine unbequemen Fragen und seine Hartnäckigkeit bekannt. Gespannt schlug sie den Mainzer Teil auf.

DIE HAND IM STADTSÄCKEL, stand da in riesigen Lettern, die Unterzeile lautete: *Oberbürgermeister lässt privates Dachgeschoss und Schwimmbad auf Stadtkosten renovieren.*

Tinne lupfte die Augenbrauen. Hui, starker Tobak! Sollte der OB tatsächlich in die öffentliche Kasse gegriffen haben? Sie überflog den Hauptartikel. Demnach hatte der Oberbürgermeister für seine privaten Ausbauten Material vom Bauhof genutzt, die Arbeiten von der Mainzer Wohnbau ausführen lassen und das Ganze aus einem Finanztopf bezahlt, der eigentlich für die städtischen Kitas vorgesehen war. In der Mitte der Seite war ein Foto zu sehen, auf dem der OB das Rathaus durch die Hintertür verließ, in der Hand einen schwarzen Koffer. Daneben waren abfotografierte Dokumente zu sehen, Gesprächsprotokolle, eine Auflistung der

geflossenen Gelder und Fotos des bürgermeisterlichen Privathauses. Der Vermerk *Ein Bericht von Elmar Wissmann* machte klar, wessen Recherchen hier zugrunde lagen.

»Sauber, Elvis«, murmelte Tinne halblaut. »Da werden ein paar Leute ganz schön ins Schwitzen kommen.«

Gerade wollte sie die Details lesen, da schellte es an der Tür. Zum Glück legten die Männer im Keller gerade eine Verschnaufpause ein, sonst hätte sie die Klingel nicht gehört. Tinne lief nach unten. Vor der Tür stand der Enthüllungsjournalist höchstpersönlich.

»Elvis! Das ist ja ein Ding! Gerade lese ich deinen Artikel, Hammer, das hast du ... äh ...« Der Rest des Satzes versickerte. Sie konnte in Elvis' Gesicht lesen, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war.

»Mach ma Platz und lass mich hoch«, knurrte der dicke Reporter. »Und schenk mir erst mal einen anständigen Wein ein. Die Kacke ist am Dampfen, und ich erzähl dir gleich, warum.«

*

»Und hier haben wir ein kleines, aber sehr spannendes Projekt.« Professor Georg Krausch, der Präsident der Mainzer Universität, öffnete eine Tür. Ein halbes Dutzend Leute folgte seiner einladenden Handbewegung. Sie betraten ein nicht allzu großes Labor mit zwei Arbeitstischen in der Mitte. Darauf drängten sich Versuchsaufbauten, Petrischalen, braune Chemikalienflaschen und handschriftliche Unterlagen, seitlich brummt Sequenzer, ein Rüttelpult ließ Reagenzgläser mit gelber Flüssigkeit kreisen. An der hinteren Wand standen zwei mannshohe Brutschränke neben Gasflaschen und Gefahrenstoffboxen. Drei Personen in weißen Kitteln arbeiteten gerade, zwei Männer und eine